

„Die alte Zeit ist zu Ende Neues sprießt bereits.“

*Impulsvortrag zum Jahresempfang der Katholischen Stadtkirche Duisburg
Klaus Pfeffer, Generalvikar*

„Die alte Zeit ist zu Ende!“

Wenn ein Bischof so etwas sagt, löst das Erstaunen aus. Wenn *eine* Institution dafür steht, Tradition zu hüten, Altes zu bewahren, dann ist das doch - die katholische Kirche. Und jetzt erklärt ein Bischof „das Alte“ für beendet. Das kann nicht ohne Widerspruch bleiben. Nur wenige Wochen nach der Veröffentlichung des Essener Bischofswortes, das unter diesem Titel stand, ging ein anderer Bischof indirekt auf Distanz:

„Es gibt Stimmen, die jetzt denken, dass es an der Zeit ist, alles das, was bisher war, über Bord zu werfen. Es sind die alten Zeiten, die jetzt nicht mehr existieren sollen.“

Das sei gefährlich, führt der andere Bischof weiter aus, denn die Kirche stehe für „das Überzeitliche“ – und deshalb sei sie keine „Manövriermasse“, über die Menschen einfach verfügen könnten.

Naserümpfen auch an der sogenannten „Basis“: Was meint der Bischof mit dieser Redewendung? Will er den Niedergang des Alten geradezu vorantreiben? Eine engagierte Katholikin schrieb kürzlich, dass gegenwärtig all das, was die Katholiken der Nachkriegszeit mühsam aufgebaut hätten, nun bewusst zerstört werde „durch aufgezwungene Fusionen“. Das klingt so, als seien die Veränderungsprozesse in unserem Bistum aus den letzten Jahren und Jahrzehnten eine bewusste Entscheidung des Bischofs, um unsere Kirche kleiner zu setzen. Zumindest wird her der Versuch gemacht, Schuldige auszumachen für den vermeintlichen Niedergang der alten volksgemeinnützigen Strukturen.

Es ist eine verbreitete These, dass insbesondere durch die gesellschaftlichen Veränderungen der 68er Zeit und durch die Modernisierungstendenzen danach ein gewisser Abwärts-Trend verursacht worden sei. Nicht nur in Bezug auf die Kirche ist damit oft gemeint: Die Anpassung an die Moderne, an den berühmten „Zeitgeist“ habe zur Auflösung von Ordnung und Moral geführt, Traditionen zerbrechen lassen. Vor einem Jahr meinte deshalb auch ein bayrischer Politiker, dass es 50 Jahre nach der linken Revolution nun an der Zeit sei, eine „konservative Revolution“ herbeizuführen. Er ließ offen, was er damit konkret meinte. Angesichts dessen, was an ultrakonservativen Wellen derzeit durch

Europa schwappt, bin ich allerdings froh, dass der bayrische Politiker mit seiner „Revolution“ in den demokratischen Parteien unseres Landes noch keine große Resonanz ausgelöst hat.

Bischof Overbeck will mir seiner Formulierung auch keine „Revolution“ ausrufen. Ihm geht es um eine Feststellung: Das, was wir heute erleben und erfahren, ist Teil eines unumkehrbaren Prozesses, den niemand bewusst herbeigeführt hat. Es sind gesellschaftliche Veränderungen, globale Entwicklungen, wissenschaftlicher Fortschritt, menschliche Einsichten, die unsere Welt in Bewegung gebracht haben und weiter in Bewegung halten. Vor allem haben sie einen großen Kulturwandel hervor gebracht.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor spricht von einem „säkularen Zeitalter“, in dem wir angekommen sind. Damit ist gemeint, dass es in den großen westlichen Kulturen keine selbstverständlichen Ordnungen für das Denken und Handeln mehr gibt - und auch nicht mehr geben kann. Die Menschen haben die freie Wahl, welcher Weltanschauung, Lebensdeutung oder religiösen Orientierung sie folgen wollen. Ob ich an einen Gott glaube, oder ob ich nicht an ihn glaube, das ist meiner freien Entscheidung überlassen. Keine Instanz der Welt hat das Recht, mir einen Glauben oder Nicht-Glauben aufzuzwingen.

Dies ist eine Frucht der Aufklärung, aber auch eine Lernerfahrung aus den Schrecken der Konfessions- und Religionskriege vergangener Jahrhunderte. Die Freiheit des Menschen muss das höchste Gut sein – eine Freiheit, die immer zugleich auch die Freiheit aller anderen respektiert und sichert; eine Freiheit, die damit die Bereitschaft und die Fähigkeit zu Kompromiss, Balance und Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen und Bedürfnissen der Menschen voraussetzt. Ordnungen, Weltanschauungen, Religionen, die übergestülpt, autoritär gesichert oder gar unter Gewaltandrohung ausgebaut werden sollen, führen in die Unmenschlichkeit, in den Terror - und sie müssen um Gottes Willen verhindert werden.

Das „säkulare Zeitalter“ bedeutet keineswegs den Abschied von Religion und vom Glauben an einen Gott. Aber es bedeutet, religiösen Glauben „nur“ als eine Option, als eine Möglichkeit zu begreifen. Das macht es jeder Religion schwer. Sie muss sich der Freiheit der Menschen aussetzen; der Vernunft, dem Argument, der Konkurrenz der Weltanschauungen und Lebensdeutungen. Für den einzelnen Menschen ist das ein großes Geschenk: Er kann und darf nicht mehr gezwungen werden, etwas zu glauben, was er nicht einsehen kann, was er nicht glauben kann; religiöse Autoritäten dürfen keinen Anspruch mehr über

freien Seelen einzelner Menschen haben. Aber: Der einzelne Mensch hat nun auch selbst die Verantwortung zu tragen, wonach er sein Leben ausrichtet.

Wir alle wissen, welche Gefahren von Religionen ausgehen können – und auch heute noch im Zeitalter religiösen Terrors ausgehen. Darum sage ich: Gott sei Dank geht mit dem säkularen Zeitalter jene alte Zeit zu Ende, in denen Religionen und auch unsere Kirche Menschen in Angst versetzen, ihr Leben beeinträchtigen und belasteten, oder gar Schrecken verbreiten. Wir müssen heute alles dafür tun, dass Religion und Glaube sich von der Vernunft leiten lassen, mit der Kraft des Argumentes nach Wahrheiten suchen und sich nicht von fundamentalistischen Vereinfachern und Verführern missbrauchen lassen.

Ich sage das, um eines deutlich zu machen: Wir Christen in Deutschland haben keinen Grund zum Jammern und zum Klagen. Die uns zugemuteten Veränderungen sind der Preis einer grundsätzlich guten Entwicklung einer pluralen, freiheitlichen Gesellschaft. Dieser pluralen, freiheitlichen Gesellschaft müssen wir uns stellen – und begreifen, dass eine Volkskirche nicht mehr bestehen kann, die unter ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen entstanden ist.

Um den Wandel verständlich zu machen, verweise ich auf meine eigene Biographie: Meine eigene Generation und meine Vorgängergenerationen hatten in vielen Fragen der Lebensgestaltung deutlich weniger Freiheit als die heutigen Generationen. Ich bin Katholik geworden, weil meine Eltern das so entschieden haben – nicht ich. Meine Umgebung, mein „Milieu“ hat dazu beigetragen, dass ich so in die katholische Welt hinein gewachsen bin, dass ich mich dagegen auch nicht auflehnen konnte. So war die Zeit, in der eine christliche Prägung und die Zugehörigkeit zu einer der großen Kirchen selbstverständlich war.

Das galt auch übrigens auch in anderen Bereichen: Die Nähe oder Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien, war in den damaligen Zeiten oft milieubedingt vorgegeben. Ich kann mich jedenfalls gut erinnern, welches Entsetzen ich bei meinen Eltern auslöste, als ich – aus welchen Gründen auch immer – als kleiner Junge plötzlich am Mittagstisch sagte, dass ich Willy Brandt gut fände. In katholischen, sauerländischen Familien war das eine Katastrophe – aber da ich noch klein war, wurde das unter der Kategorie „kindliche Spinnerei“ abgetan. Allerdings weiß ich, was es für manche meiner Altersgenossen bedeutete, sich im Erwachsenenleben politisch von den Vorgaben der Familien zu befreien.

Heute ist all das weitgehend vorbei – und wir können darüber nur froh und dankbar sein. Aber es hat eben seinen Preis: Unsere Volkskirchen - aber mit anderen Gründen auch Parteien oder anderen Organisationen – verlieren ihren

gewohnten selbstverständlichen Rückhalt. Unsere Kirchenaustrittsstudie hat im vorletzten Jahr gezeigt, dass immer mehr Menschen keine grundsätzliche Bindung an Religion und Glaube mehr in sich tragen. Sie ist ihnen verloren gegangen oder gar nicht erst entwickelt worden. Es gibt eben nicht mehr den „Automatismus“ früherer Jahrzehnte, der Menschen in die Kirche hinein sozialisierte. Und darauf sind unsere Kirchen, unsere Gemeinden und Pfarreien, viele unserer Verbände und Gemeinschaft weder vorbereitet – noch gibt es „Rezepte“, wie darauf nun zu reagieren wäre.

Fakt ist: Die Entfernung zwischen kirchlichen Welten und den Lebenswelten der meisten Menschen außerhalb des kirchlichen Raumes wird immer größer. Sie denken und glauben völlig anders. Ihre Welten sind ganz verschieden von unseren kirchlichen Welten. Wer das nicht glaubt, möge mit einfach mal Jugendlichen und sie nach Kirche und Religion befragen – oder inzwischen genügt es auch, den Nachbarn oder Arbeitskollegen anzusprechen.

Das könnte alles niederschmetternd klingen und manch einer fragt mich auch, ob ich nicht manchmal depressiv werden könnte. Davon bin ich weit entfernt: Ich bin nach wie vor mit Leidenschaft Christ, weil mir der Glaube an Gott Kraft, Inspiration, Freiheit schenkt, weil ich im Evangelium Jesu Christi immer wieder faszinierende Entdeckungen mache. Und ich bin froh, heute in einer Kirche zu leben, die freier, offener und in einem guten Sinne „lockerer“ ist als die Kirche meiner Kindheit und Jugend. Ich freue mich daran, in einer Gesellschaft zu leben, die Freiheit schenkt und in der so viel in Bewegung ist. Ich freue mich auch, dass wir in der katholischen Kirche endlich debattieren und streiten, dass wir experimentieren und ausprobieren – und dass wir anfangen, ernsthaft und persönlich darüber zu sprechen, was uns wichtig ist, woran wir glauben können und wollen, und was wir in Zweifel ziehen und nicht mehr wollen.

Und damit bin ich beim zweiten Teil der Überschrift dieses Abends – beim Neuen, das bereits sprießt:

In seinem Bischofswort hatte Franz-Josef Overbeck an ein Wort aus dem Buch des Propheten Jesaja erinnert – gesprochen in einer Zeit, in der das Volk Israel einer sehr ernsthaften Depressions- und Resignationsgefahr ausgesetzt war. Es lebte im Exil in Babylon – weit entfernt von der Heimat, ohne Hoffnung auf eine eigenständige Zukunft. Der Prophet Jesaja ahnte jedoch, dass mit dem an die Macht gekommenen Perserkönig Kyros ein historischer Wandel möglich werden könnte. Er sollte Recht behalten – aber damit die Israeliten die Chance auch ergreifen könnten, mussten sie herauskommen aus der inneren Resignation und dem Gefühl der Ohnmacht und Ausweglosigkeit. So ist der

wunderbare Appell des Jesaja zu verstehen, der Israel aufrichten will, der den Menschen sagen will: Hört endlich auf, einer verlorenen Vergangenheit nachzutrauern; und hört auf, euch in Jammern, Klagen und Wehleidigkeit selbst zu verfangen. Er sagt:

*„Denkt nicht mehr an das, was früher war,
auf das, was vergangen ist, achtet nicht mehr.
Siehe, nun mache ich etwas Neues,
schon sprießt es,
merkt ihr es nicht?“
(Jesaja 43,18f.)*

Das ist die Aufforderung, den Kopf aufzurichten, nach Vorne zu schauen, in die Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist. Es ist die Aufforderung, loszulassen, was vorbei ist und was nicht wiederkehren wird – und was auch nicht wiederkehren sollte. Die vermeintlich gute, alte Zeit war eben nicht nur gut. Die Skandale der Kirche, die uns in den letzten Jahren so erschüttern, decken doch auf, wieviel Unglaubwürdigkeit, wieviel Fragwürdigkeit unsere Kirche aus der Vergangenheit mit sich schleppt. Und wer politisch ständig vom christlichen Abendland schwadroniert, das es heute zu verteidigen gelte, der sollte nicht vergessen, wieviel Grauen dieses christliche Abendland noch im 20. Jahrhundert über die Welt gebracht hat – und wie wenig Christinnen und Christen diesem grauen entgegen zu setzen hatten. Nein, es gab sicher nicht die gute alte Zeit, die angeblich der heutigen Zeit vorzuziehen wäre. Ich lebe gerne heute, in einer Gegenwart, die anders ist als die Vergangenheit.

„Ich mache etwas Neues!“ lässt Gott den Propheten sagen. Wir haben gerade Pfingsten gefeiert und uns an die Anfangsgeschichte des Christentums erinnert: Es begann mit Sturm und Feuer, mit Aufregung, mit Aufbruch – und vor allem mit der Lust von begeisterten Menschen, etwas Neues zu wagen.

„Schon sprießt es, merkt ihr es nicht?“ Das ist die Aufforderung, Wahrzunehmen, hinzuhören und hinzuschauen, was jetzt geschieht. Kirche ist in Bewegung. Unsere Gesellschaft ist in Bewegung. Vielleicht klingt es paradox: Die ungeheuerliche Krise, in der wir Christen stecken, tut uns gut. Endlich wird mal gestritten. Endlich werden Gläubige mutiger und haben keine Angst mehr, zu sagen, was sie denken. Endlich stehen Frauen auf und sagen klipp und klar, dass sie die fest zementierte katholische Benachteiligung nicht mehr wollen. Endlich wird hinterfragt, was nicht stimmig ist, was schräg wirkt, was die ganz große Mehrheit der Gläubigen schon lange nicht mehr mitträgt.

Es wird viel diskutiert und gerungen – weit über die Fragen um Strukturen, Geld und Kirchenpolitik hinaus: Warum eigentlich braucht es das Christentum? Was würde fehlen, wenn es christliche Kirchen nicht mehr gäbe? Stimmt es eigentlich, dass man religiös sein kann auch ohne Kirchen, ohne Institutionen? Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn es völlig egal ist, woran die einzelnen glauben? Auch all diejenigen, die aus den Kirchen austreten und meinen, Religion könne doch jeder irgendwie für sich organisieren, müssen sich die Frage gefallen lassen: Wie gehen wir denn um mit der religiösen Bedürftigkeit von Menschen? Welche Religion leben wir denn, wenn wir das alles selbst in die Hand nehmen wollen? Was geben wir unseren Kindern und Kindeskindern weiter? Wer der Meinung ist, dass es institutionelle Religion nicht braucht, muss sich auch über die Konsequenzen Gedanken machen. Wie wollen wir in einer Gesellschaft zusammenleben, wenn alles egal wird, alles gleich gültig wird, wenn alles zerfließt und Verbindendes immer schwieriger zu finden sein wird? Es ist doch jetzt schon schwierig genug, wenn wir angesichts der Vielfalt der Konfessionen und Religionen friedlich und verständnisvoll zusammen leben wollen?

Mich haben hier in Duisburg die Gespräche mit Lehrenden und Eltern unserer Bischöflichen Schulen sehr beeindruckt, auch mit Politikern und anderen Bürgern dieser Stadt – als es um die Frage ging, ob und wir diese Schulen für die nächsten Jahre sichern können. Aus befürchteten Streitgesprächen wurden bewegende Glaubensgespräche: Eltern, die voneinander erzählten, warum ihnen ein religiös geprägter Ort wichtig ist, warum sie ihren Kindern einen Zugang zu den Werten des Jesus von Nazareth, zu einem Glauben an Gott ermöglichen möchten. Lehrerinnen und Lehrer, die mit besonderen Idealen ihren Dienst tun; Politikerinnen und Politiker, die nicht wollen, dass die verbindende Kraft der Kirchen aus dieser Stadt verschwindet. Es ist eben vielen Menschen nach wie vor nicht egal, wie wir in unserer Gesellschaft heute leben, woran wir glauben, worauf wir setzen. Das macht doch Mut. Das Neue, das sprießt, ist der Wille vieler Menschen, nicht zuzulassen, das verloren geht, was im Leben Fundament und Rückhalt sein kann.

Es sprießt etwas. Auch dort, wo Gläubige sich über die Grenzen ihrer Kirchtürme, ihrer Konfessionen und Religionen zusammenfinden. Wenn glaubende Menschen weniger werden, müssen sie zusammen rücken. Das gilt nicht nur innerhalb unserer Pfarreien, das gilt ganz besonders auch in ökumenischer Hinsicht, aber hier in Duisburg auch inter-religiös. Ich finde es herausragend, wenn sich Christen und Muslime annähern und sich beispielsweise zu ihren großen Festen gegenseitig einladen, um einander kennenzulernen. Ich kann nur appellieren, dass wir uns da auf beiden Seiten

nicht ausbremsen lassen von den konservativen und teilweise fundamentalistischen Kräften auf beiden Seiten. Aus extrem-konservativen Kreisen, die sich für besonders katholisch halten, wurde kürzlich massiver Druck ausgeübt, um ein gemeinsames Fastenbrechen in kirchlichen Räumen zu verhindern. Und umgekehrt gibt es auch auf muslimischer Seite Kräfte, die eine freundliche Begegnung mit Christen offenbar äußerst kritisch sehen. Die Aggressivität, mit der Verständigung und Begegnung verhindert werden sollen, ist bezeichnend. Der eine Gott, den wir auf unterschiedliche Weise verehren, ist aber niemals ein Gott der Gegnerschaft und Feindschaft, sondern ein Gott des Miteinanders und des Verstehens. Ich kann deshalb hier nur alle Menschen christlichen, jüdischen und muslimischen Glaubens sehr unterstützen, die dem Miteinander der Religionen dienen wollen und die daran mitwirken wollen, Vorurteile, Abgrenzung oder gar Hass abzubauen. Lassen Sie sich nicht einschüchtern von denen, die auf Abschottung, Spaltung oder gar Feindschaft unter den Religionen setzen!

Natürlich weiß ich, dass wir uns in konfliktreichen Zeiten befinden. Auch innerhalb unserer Kirche erleben wir derzeit auf allen Ebenen heftige Auseinandersetzungen – und leider Gottes auch regelrechte Konkurrenzkämpfe. Aber mir macht Mut, dass die Zahl derer wächst, die über ihre Kirchtürme hinausblicken, die verstanden haben, dass es keinen Sinn macht, wenn wir Christen kleiner an Zahl werden und trotzdem in unseren kleinen Kirchen-Burgen verharren. Die Kraft des Christentums ist keine Frage der Zahlen, sondern eine Frage der Herzenskraft einzelner Menschen: Wenn sich Menschen von der Botschaft Jesu Christi im Herzen berühren lassen, bewirken sie Großes. Und das zeigt sich überall dort, wo Menschen sind und sich verbinden, die einfach Lust darauf haben, die Kraft des Evangeliums in die Gestaltung der Welt zu investieren, in der wir leben – und die ihre Kraft nicht einsetzen, um sich an Altem festzuklammern, sondern einfach Neues auszuprobieren und miteinander etwas zu „machen“.

Es sprießt – auch hier an diesem Ort. Die Jugendkirche Tabgha zieht hier ein und wird diesen Raum, diesen Ort verändern – eine Kirche für junge und junggebliebene Menschen mitten im Dellviertel soll wachsen. Tabgha war vor vielen Jahren in Oberhausen eines der ersten Jugendkirchen-Experimente – mit all den Aufregungen um Kirchenbänke, die aus der Kirche geräumt wurde oder dem Einzug von Jugendkultur in einen klassischen Kirchenraum. Heute sind Jugendkirchen weit verbreitet; auch kleinere Ableger davon. Und es ist möglich, dass nach einer tollen Zeit in Oberhausen nun auch in Duisburg ein solches Projekt möglich wird.

Ich könnte noch weitere Beispiele nennen von sprießendem Neuem – aber dazu möchte ich Sie jetzt einladen beim Austausch heute abend: Erzählen Sie doch einander davon, wo in diesen Zeiten „Neues“ sprießt – und wo es bei aller Wehmut und Klage doch Anlass zur Hoffnung gibt.

Ich möchte schließen mit einem pfingstlichen Gebet, das am Wochenende ein Facebook-Freund relativ spontan formulierte, nachdem er wohl im Pfingstgottesdienst von der Klage hörte, dass unsere Kirche – und nicht nur sie – viel zu oft nur mit einer angezogenen Bremse unterwegs sei.

Wörtlich schrieb er:

Immer nur dieses Gezähmte, Verlangsamte. Dieses Mittelmaß. Dieser Wunsch nach Absicherung und Kontrollmöglichkeit. Dieses Misstrauen. Das Bürgerliche. Verhaltene. Angepasste. Brave.

Warum beten wir heute, zu Pfingsten, nicht mal so:

Heiliger Geist, lass es krachen!
Setz mal ein Zeichen, das man nie mehr vergisst.
Groß und bedeutungsvoll und noch nie dagewesen.

Wie damals die Auferstehung.
Lass es brennen. Feg mal alles Morsche und Zögerliche und Kleinmütige davon.

Wir können doch nicht ernsthaft rufen, dass der Heilige Geist die Herzen der Gläubigen entflammen soll - und dabei einen Tonfall anschlagen wie Kamillentee bei Bauchschmerzen.

Wollen wir eigentlich, dass die göttliche Kraft die Welt verändert?
Oder wollen es lieber nicht?

Heiliger Geist, lass es krachen!

Lassen wir uns von diesem guten Geist unseres Gottes beleben, beflügeln, begeistern! Das wünsche ich mir und uns nicht nur für die katholische Kirche, sondern für uns alle in dieser Stadt, in dieser Region - damit wir zusammen diese Welt zum Besseren gestalten!